

**Martin Homza: Mulieres suadantes – Persuasive Women.** Female Royal Saints in Medieval East Central and Eastern Europe. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, Bd. 42.) Brill. Leiden 2017. XI, 260 S. ISBN 978-90-04-31466-5. (€ 121,-.)

Das hier besprochene Buch ist die leicht überarbeitete und ins Englische übersetzte Version der auf Slowakisch gedruckten Dissertation<sup>1</sup> Martin Homzas, der sich als einer der führenden Mediävisten der neuen slowakischen Historiografie mit zahlreichen Schriften hervorgetan hat.

Das Buch ist einem bemerkenswerten Thema gewidmet: dem in der mittelalterlichen Hagiografie und Geschichtsschreibung weit verbreiteten Topos der *mulier suadens*, der persuasiven Mutter oder eben Ehefrau, mit deren Hilfe heidnische Herrscher bekehrt werden und anfangen, ein christliches Leben zu führen. Die Anfänge dieser historiografisch-hagiografischen Tradition wurzeln sehr tief in der biblischen Kultur. Wie im Buch korrekt dargestellt wird, gehen die Urnarrative dieses Topos bis auf die hl. Helene, die Mutter Kaiser Konstantins des Großen, zurück.

Neben der Erörterung der Taten der hl. Helene enthält das Buch Kapitel über die hl. Ludmila von Böhmen, die Ehefrau von Bořivoj, dem ersten historisch belegten Přemysliden, die hl. Olga, die Urmutter der Rurikiden, und über Adelheid, die angebliche Mutter des hl. Stephan. Das Werk bearbeitet also keineswegs alle relevanten und bekannten Fälle, aber es bietet ein auch geografisch übergreifendes Tableau zum Thema.

Der im Kapitel „St. Ludmila of Bohemia, Model of Female Ruler Sainthood in Central-East Europe?“ wenn auch in Frageform formulierte Grundgedanke des Buches besteht darin, dass der Topos der christlichen Herrscherin in Ostmitteleuropa auf den Kult der hl. Ludmila zurückzuführen sei. Hierbei folgt der Vf. den Spuren der traditionellen böhmisch-tschechischen bzw. tschechoslowakischen Historiografie. Es ist allgemein bekannt, dass der Begriff „Ostmitteleuropa“ in den einzelnen Nationalhistoriografien unterschiedlich konnotiert ist. Die böhmisch-tschechische sowie ein Teil der polnischen Geschichtsschreibung verbanden die Anfänge Ostmitteleuropas immer mit dem Großmährischen Reich, dessen Teilerben eben die Přemysliden gewesen seien, die dann – als Nachfolger der mährischen Herrscher vom 11. Jh. an – die Entstehung der ostmitteleuropäischen Monarchien der Piasten und der Árpáden prägten. Ob diese Idee stimmt oder nicht, kann in einer kurzen Buchbesprechung umso weniger entschieden werden, als außer anderen, in den polnischen und anderen nationalhistorischen Darstellungen erörterten Ideen auch die Theorien einer ganz anderen Schule zu beachten wären, die das Phänomen Ostmitteleuropa nicht aus nationaler Perspektive, sondern mithilfe komparatistischer Arbeiten über einzelne strukturelle Gebilde zu erklären versuchten.<sup>2</sup>

Gerade angesichts der vielfältigen Fachliteratur zu Ostmitteleuropa mit ihren heterogenen Zugängen stellt sich die Frage, ob es sich auch heute noch lohnt, sich wie im Falle von H.s Monografie von romantischen historiografischen Ideen leiten zu lassen, statt klare methodologische Grundsätze zu befolgen und quellenkritische Notwendigkeiten zu berücksichtigen.

Die Probleme beginnen mit der Frage, ob es sich im Falle der *mulieres suadantes* um einen hagiografischen Topos handelt, der von mittelalterlichen Autoren auf spezielle Fälle angewandt wird, oder aber umgekehrt um Fälle, die *eo ipso* die Doktrinen der von H. vertretenen historiografischen Schulen belegen. Leider muss man mit etwas Bedauern feststellen, dass eher letztere Überlegung dem Vf. die Feder geführt hat. Es werden Quellen

<sup>1</sup> MARTIN HOMZA: *Mulieres suadentes. Štúdie z dejín ženskej panovníckej svätosti v strednej a vo východnej Európe v 10.-13. storočí* Presviedčajúce ženy, Bratislava 2002.

<sup>2</sup> KAROL MODZELEWSKI: *Organizacja gospodarcza państwa Piastowskiego. X-XIII wiek* [Die wirtschaftliche Organisation des Piastenstaats. 10.-13. Jahrhundert], Wrocław 1975; FRANTIŠEK GRAUS: Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten in Mitteleuropa, in: *Historica* 10 (1965), S. 5-65.

unterschiedlicher Provenienz, Entstehungszeit und Zuverlässigkeit bearbeitet, die nicht selten eine Forschungsliteratur im Umfang einer mittelgroßen Stadtbücherei hervorgebracht haben.

Die unzuverlässigste historische Quelle stellt hierbei die sog. *Ungarisch-Polnische Chronik* dar, die Anfang oder – wie der Vf. in der von ihm verantworteten slowakischen Edition des Textes feststellt – Mitte des 13. Jh. entstanden ist (S. 103 ff.). Sie enthält die Geschichte der angeblichen Mutter des hl. Stephan, die Adelheid geheißen habe und die Schwester von Mieszko I. von Polen gewesen sein soll. Auch in der ungarischen Geschichtsschreibung sind hitzige Debatten über die Frage geführt worden, ob Fürst Géza eine zweite Frau gehabt habe und, falls ja, ob dies Adelheid und diese dann wiederum die Mutter des hl. Stephan gewesen sei? Aber der allgemeine Quellenmangel und die Unsicherheit der vorliegenden Texte, wie der *Ungarisch-Polnischen Chronik*, verhindern eine Klärung dieses Problems. So bleiben nur die Hypothesen von Gelehrten, wie auch die von H., die insofern weiter reicht als die anderen, als sie unter Berufung auf die Abstammung Adelheids den Árpáden eine slawische Herkunft zuspricht, die – wenn man die auf S. 200 zitierte Passage aus Stépán Launers 1847 geschriebenem, ziemlich panslawistisch gesinntem Werk<sup>3</sup> richtig versteht – den Árpáden das zur kulturellen Herrschaft notwendige slawische Blut zukommen ließ. Die Beurteilung, ob so eine Idee zu Beginn des 21. Jh. noch seriös klingt, überlasse ich dem Leser. Eines ist sicher: Die Blutlinie des hl. Stephan starb mit seinem Tode aus, alle anderen Árpáden stammen aus der Nebenlinie der Dynastie, deren Ahnen Vazul und seine Söhne (Andreas I. und Béla I.) waren.

Während, der Grundidee des Buches folgend, der angeblichen Adelheid zu viel Raum gewidmet wird, werden wichtige Fragen der ersten Eheschließungen ostmitteleuropäischer Herrscher vernachlässigt: Man hätte vielleicht auch auf die Frage eingehen können, welche Rolle hierbei die (halb-)heidnischen *uxores* gespielt haben und wie sie später durch das Prisma der christlichen Ehe beurteilt worden sind. Sowohl unter den Piasten als auch unter den Přemysliden und Árpáden tauchen im 11. Jh. (Ehe-)Frauen auf, die den Normen der hl. Helena wenig entsprechen, aber nicht selten auch zur Ahnherrin einer Dynastie wurden, wie z. B. Božena, die *uxor* von Břetislav I. von Böhmen<sup>4</sup>, die nur „eine Frau aus dem Geschlecht Tátony“ genannte Mutter der nach dem Hl. Stephan an die Macht gekommenen Árpáden Andreas, Béla und Levente<sup>5</sup>, oder die erste Frau des Fürsten Władysław Herman von Polen.<sup>6</sup>

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das hier besprochene Buch ein sehr interessantes Thema behandelt, das in einem ost- bzw. ostmitteleuropäischen Kontext noch nie zuvor erörtert wurde, obwohl den heiliggesprochenen Herrschern und Herrscherinnen schon von Gábor Klaniczay mehrere Studien gewidmet worden sind. Es stellt sich aber die

<sup>3</sup> STĚPÁN LAUNER: *Povaha Slovenstva se zvláštím ohledem na spisovni řeč Cechů Moravanů, Slezáků a Slováků* [Das Slawentum mit besonderer Rücksicht auf die schriftlichen Quellen der Tschechen, Mähren, Schlesier und Slowaken], Leipzig 1847.

<sup>4</sup> BERTOLD BRETHOLZ (Hrsg.): *Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag*, Berlin 1923 (MGH SS rer. Germ. N.S., 2), Buch 1, Kap. 36, S. 65: „Huic ex legitimo matrimonio non est nata soboles propter infecunditatem coniugis; sed ex quadam femina nomine Božena, que fuit Krezine, filium prestantissime forme suscepit, quem Bracizlau appellari fecit.“

<sup>5</sup> A. DOMANOVSKÝ (Hrsg.): *Chronici Hungarici compositio saeculi XIV*, Bde. 1-2, Budapest 1938, hier Bd. 1, S. 344.: „Tradunt quidam, istos tres fratres filios fuisse Vazul ducis ex quadam puella de genere Tatun et non de vero thoro ortos esse, et ob hanc coniunctionem illos de Tatun nobilitatem accepisse.“

<sup>6</sup> Vgl. noch DANIEL BAGI: Genealogische Fälschungen und Fiktionen als Legitimierungsmittel in narrativen Quellen des östlichen Europas im 11-13. Jh., in: *The Medieval Chronicle* 8 (2013), S. 75-92.

Frage, ob Studien mit kulturhistorischen Fragestellungen der handwerklich korrekten Erschließung und Beurteilung von Quellen entbehren können und grundsätzliche methodologische Erwartungen der komparatistischen Geschichtsforschung einfach missachtet werden dürfen. Hierbei scheint der Rezensent offensichtlich anderer Meinung zu sein als der Vf. Um ein kurzes, aber plausibles Beispiel zu geben: Die „female royal saints“ lassen die Thematisierung heilig gesprochener Königinnen, nicht aber nie kanonisierter Frauen oder Mütter von Herrschern, die nie zu Königen erhoben worden sind, erwarten.

Pécs

Dániel Bagi

**Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa.** Transnationalität als Forschungsproblem. Hrsg. von Jörg Hackmann und Peter Oliver Loew. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts, Bd. 35 / Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa, Bd. 6.) Harrasowitz Verlag. Wiesbaden 2018. 211 S., Ill. ISBN 978-3-447-10991-8. (€ 29,-)

**Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas.** Bd. 1: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Frank Hadler und Matthias Middell. (Transnationale Geschichte, Bd. 6.). Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. 685 S., Ill. ISBN 978-3-525-30173-9. (€ 74,99.)

Historiografische Publikationen, die sich mit Wörtern aus der Familie „transnational“ schmücken, haben seit einigen Jahren Hochkonjunktur. In zunehmendem Maße betrifft dies auch Forschungen zur Geschichte Ostmitteleuropas.<sup>1</sup> Dennoch herrscht immer noch eine gewisse Unklarheit, welche Themenfelder mit welchen Zugängen oder Methoden damit erforscht werden können.

Welch unterschiedliche disziplinäre Anbindungen und Ursprünge Transnationalität hat, thematisiert ein 2018 erschienener Sammelband, dessen Beiträge teilweise auf eine 2012 durchgeführte Tagung zurückgehen. Dabei finden Historiografie, Politikwissenschaft, Soziologie, Anthropologie, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Kunstgeschichte, Rechtswissenschaft und Religionswissenschaft Berücksichtigung. Etwas aus diesem Rahmen fällt der Beitrag von Corine De France, Romain Faure und Thomas Strobel zu transnationalen Verflechtungen der Schulbuchrevision nach 1945. Die Einleitung der die beteiligten Institutionen (Johann Gottfried Herder-Forschungsrat und Deutsches Polen-Institut) vertretenden Hrsg. Jörg Hackmann und Peter Oliver Loew macht schon in ihrem Titel deutlich, dass Transnationalität und Verflechtung hier als verwandte Forschungsfelder angesehen werden. Unklar bleibt jedoch, warum die Hrsg. Transnationalität als Forschungsproblem und nicht als Forschungsgegenstand bezeichnen.

Die folgenden fachwissenschaftlichen Beiträge bieten meist einen kurzen Abriss über die Forschungstraditionen eines Faches und eignen sich als Ausgangspunkte für die eigenständige Vertiefung. Einige Autoren und Autorinnen geben darüber hinaus Einblicke in transnationale Frage- oder Problemstellungen, mit denen sie sich näher auseinandergesetzt haben. Einer der Beiträge verdient es wegen seiner besonderen Originalität, näher vorgestellt zu werden: Piotr Kocyba beschäftigt sich mit sprachwissenschaftlichen Konzeptualisierungen von Verflechtungs- und Vermischungsprozessen. Mit Blick auf ein von Historikern nach der Erstnennung von Pierre-Yves Saunier<sup>2</sup> gern verwendetes Zitat des Sprachwissenschaftlers Georg Curtius aus dem Jahr 1862 stellt er klar, dass dies bisher missverstanden worden sei. Curtius schrieb zwar, dass „jede Sprache in ihrer Grundlage

<sup>1</sup> PETER HASLINGER (Hrsg.): Ostmitteleuropa transnational, Leipzig 2008 (Comparativ, 18/2); STEVEN SEEGEL: Map Men. Transnational Lives and Deaths of Geographers in the Making of East Central Europe, Chicago 2018.

<sup>2</sup> PIERRE-YVES SAUNIER: Transnational, in: The Palgrave Dictionary of Transnational History, Basingstoke 2009, S. 1047-1055.

etwas transnationales“ sei, grenzte sich dabei aber nicht, wie Saunier schlussfolgerte, von der Verbindung von Sprache und Nation ab, sondern bezog sich auf die Abstammung jeder Sprache von einer Elternsprache (S. 80 f.). Im Folgenden diskutiert Kocyba mehrere Konzepte zur Darstellung von Sprachverwandtschaft, Sprachmischung und Sprachkreuzung und nennt zahlreiche Beispiele dafür, wie in der Historiografie auf diese Konzepte Bezug genommen wurde. So nimmt das Konzept der Kreolsprachen eine kolonialistisch und damit hierarchisch aufgeladene Beziehung zwischen den sich vermischenden Sprachen an. Kocyba plädiert mit Verweis auf das Oberschlesische dafür, dieses Konzept nicht nach Ostmitteleuropa zu übertragen. Er verdeutlicht an diesem Beispiel aber auch, dass Sprachen wie Nationen keine objektiven und unveränderlichen Untersuchungsgegenstände sind. Letzten Endes untersuchen somit Sprachwissenschaftler, die sich für Mischsprachen interessieren, ähnliche Phänomene wie an transnationalen Verflechtungen interessierte Historiker. Für sie sind Sprachen und Nationen Hybride, die sich ständig verändern und auf keinen genetischen Kern zurückzuführen sind. Daher kann Kocyba zugestimmt werden, wenn er für einen stärkeren Austausch zwischen Historiografie und Sprachwissenschaft plädiert.

Zwei weitere Beiträge des Sammelbandes (von Frank Hadler und Matthias Middell sowie von Beata Hock) sind gewissermaßen ein verspätet veröffentlichter Vorgriff auf das zweite hier zu besprechende Werk, das 2016 erschienene *Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas*. Besonders der Beitrag von Hadler und Middell sei dennoch zur Lektüre empfohlen, da er die zentralen konzeptionellen Überlegungen des Handbuchs in komprimierter Form enthält. Auch Hock gibt einen Einblick in ihre Herangehensweise, wobei besonders ihr letzter Satz im Gedächtnis hängen bleibt, demzufolge ein transnationales Gesamtbild bunter wirke als eine durch die bisherigen Herangehensweisen modellierte Geschichte (S. 150).

Das Stichwort der „Buntheit“ charakterisiert das Handbuch gut, obwohl die Hrsg. ihn selbst nicht verwenden. Es liefert kein Gesamtbild, sondern beispielhaft ausgebreitete Farbflecken, welche die Hrsg. als „signifikante Beispiele einer Geschichte der Transnationalität Ostmitteleuropas“ (S. 36) bezeichnen. Die Autoren behandeln in thematisch abgegrenzten Kapiteln die Bereiche Territorialisierung, Migration, Kultur, Wirtschaft und Internationalisierung in jeweils 60-120 Seiten. Danach folgt der zweite Hauptteil mit etwa 30 Seiten langen Ausführungen zu Forschungsgeschichte und Forschungsstand der fünf Bereiche, wobei die Forschungs- und Interessenschwerpunkte sowie die Sprachkenntnisse der Autorinnen und Autoren dazu führen, dass hier ein zwar fundierter, aber nicht repräsentativer Ausschnitt gezeigt wird.

Bei der Lektüre der Beiträge zeigt sich, dass Migration, Internationalisierung und Wirtschaft leichter transnational zu beschreiben sind als Kultur und Raumordnung. Dies liegt einerseits daran, dass sowohl Territorialisierung als auch Kultur ihren festen Platz in nationalhistorischen Narrativen haben. Andererseits sind beide Themenfelder so umfangreich, dass sie kaum von einem Autor allein umfassend beschrieben werden können. Konsequenterweise wurde das Kapitel über die Territorialisierung von drei Autoren (Middell, Uwe Müller und Steffi Marung) verfasst. Sie definieren den in der Historiografie meist mit Charles Maier verbundenen Begriff<sup>3</sup> als „den Wandel hin zu moderner Territorialität, die gekennzeichnet ist durch eine eindeutige Grenzziehung zwischen den zu einem Territorium und den eben nicht dazu gehörigen Gebieten, durch eine Homogenisierung der Rechts- und Herrschaftsverhältnisse auf diesem Territorium und durch den Anspruch, zwischen Bewohnerschaft und Territorium eine klare Zugehörigkeitsdefinition zu etablieren“ (S. 37). Danach wird hervorgehoben, dass Ostmitteleuropa zu Beginn des untersuchten

<sup>3</sup> CHARLES MAIER: Transformations of Territoriality, in: GUNILLA BUDE, SEBASTIAN CONRAD u. a. (Hrsg.): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006, S. 32-55.

Zeitraums ein imperialer Ergänzungsraum für die Großreiche der Hohenzollern, Habsburger und Romanovs gewesen sei, deren Zentren außerhalb Ostmitteleuropas lagen. Die Geschichte der Territorialisierung dieser Meso-Region kann daher nur transnational mit Blick auf Berlin, Wien und St. Petersburg geschrieben werden. Middell, Müller und Marung gelingt es, in Ansätzen zu zeigen, welchen Erkenntnisgewinn die Historiografie erzielen kann, wenn sie die Transnationalität dieses Prozesses dadurch herausarbeitet, dass sie den „laufenden Abgleich der eigenen Erfahrungen mit den Politiken der Konkurrenten“ (S. 60) systematisch in die Darstellung einbezieht. Als Beispiel sei hier auf die erst 1897 durchgeführte Volkszählung im Russländischen Reich verwiesen. Als einer der Gründe führen die Autoren die Sorge vor einer politischen Vereinnahmung der erhobenen Daten durch einzelne Volksgruppen des Reiches an, wie sie die russländische Verwaltung in ähnlicher Form in der Habsburgermonarchie beobachtet hatte (S. 75). Auch wenn dieses Argument weder näher ausgeführt noch mit Zitaten aus Primärquellen belegt wird, so wird an solchen Stellen doch deutlich, was die transnationale Geschichte von einer rein vergleichenden Geschichte oder aneinandergereihten Nationalgeschichten unterscheidet.

Die „wechselseitige Beobachtung“ (S. 61) als Form der Verflechtung wird auch im Kapitel über die Kultur von Hock hervorgehoben. Die eigentlich angekündigten Kontakte und Vermischungen innerhalb Ostmitteleuropas (S. 190) werden dann aber nur am Rande behandelt. Der tschechische Architekt František Skarbout, der das Nationale Haus (Narodni Dom) in Laibach (Ljubljana) entworfen hat, wird z. B. nur in einer Fußnote erwähnt (S. 233). Diese Gewichtung ist gleichzeitig auch Sinnbild für die Konzentration der Autorin auf den Raum der Habsburgermonarchie, sodass sich die Zirkulation oder der Austausch von kulturellen Gütern und Ideen in ihrem Beitrag nur bedingt als transnational bezeichnen lassen, da sie zwar Sprach-, aber keine Staatsgrenzen überschreiten. Die gegenseitige Beeinflussung innerhalb der Region (S. 255) wird daher nur selten wirklich greifbar und bleibt meist auf der Ebene des Verweises auf mögliche Forschungsthemen stehen.

Wesentlich überzeugender ist bei Hock der Versuch, Alternativen zu Kernnarrativen der Kunsthistoriografie Ostmitteleuropas zu entwickeln. Die postulierte Abwendung von den Attributen „rückständig“, „verspätet“, „imitierend“ und „abgeleitet“ bei der Beschreibung des Schaffens von Künstlern in und aus Ostmitteleuropa wird durch die Einordnung in transnationale Tendenzen vermieden. Hock zeigt, dass sich Kunstschaffende aus peripheren Regionen Europas geschickt ihrer Herkunft bedienen und die Erwartungen des westeuropäischen Publikums bezüglich ihrer Volkstümlichkeit und Wildheit bedienen, um kommerziell erfolgreich zu sein. Vom Standard künstlerischer Karrieren und der zu erwartenden Orientierung am „fortschrittlichen Westen“ wichen zahlreiche Künstler ab, die nicht in die Zentren Wien, Paris, München oder Berlin migrierten. Stattdessen gingen sie nach St. Petersburg, Konstantinopel oder andere Zentren der Peripherie, wo sie nach Beschäftigung und Aufträgen suchten und diese teilweise auch bekamen. Die von Hock angeführten Mihály Zichy und Stanisław Chłebowski (S. 249) waren hier keinesfalls Ausnahmen, auch wenn nicht jeder einen solchen Nachruhm erlebte wie der bis heute als nationaler Maler Georgiens geltende Zichy. Chłebowski und weitere ostmitteleuropäische Maler hatten damals mit orientalistischen Motiven Erfolg, was Hock nutzt, um die gängigen Deutungen des europäischen Orientalismus zu hinterfragen und auf die nichtkoloniale Form des Orientalismus in Ostmitteleuropa aufmerksam zu machen.

Die beiden hier näher betrachteten Beiträge stehen beispielhaft für den Eindruck, den das gesamte Handbuch macht. Es finden sich viele interessante Anregungen und Verweise auf transnational agierende Personen bzw. die transnationale Zirkulation von Wissen, Ideen und künstlerischen Ausdrucksformen. Die Ausführungen überzeugen jedoch nicht in allen Punkten, auch weil sie letzten Endes mehr interessante Details als einen kohärenten Überblick vermitteln. Das Handbuch ist so vor allem ein wichtiges Referenzwerk der historischen Ostmitteleuropaforschung der nächsten Jahre. Für transnational orientierte Globalhistoriker, die Ostmitteleuropa verstärkt in ihre Narration einbauen wollen, eignet es

sich dagegen weniger, da bei der Lektüre kein Gesamtbild entsteht. Hier, gilt was Dieter Langewiesche schon 2007 in einer Rezension zu Sebastian Conrads Werk über *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich* schrieb: „die Beobachtungen des Autors lassen beim Leser überhaupt kein Gesamtbild entstehen, es sei denn, er besaß es schon vor der Lektüre.“<sup>4</sup>

Es bleibt zu hoffen, dass die zwei sich in Vorbereitung befindenden Anschlussbände, die den Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg behandeln, diese Lücke schließen. Gleichzeitig wäre es wünschenswert, dass die Autoren ihre fünfjährige Zusammenarbeit in einer Projektgruppe am GWZO Leipzig stärker nutzen, um vermehrt Querverbindungen zwischen den einzelnen Themenfeldern herzustellen. Es sollte auch darüber nachgedacht werden, ob so weite Themenfelder wie Kultur nicht besser gemeinsam von solchen Autoren bearbeitet werden sollten, die sich in ihren Sprachkenntnissen und Spezialisierungen ergänzen. Vor allem die stärkere Berücksichtigung jüdischer Akteure und Netzwerke, die sowohl die Wirtschaft als auch die Kultur Ostmitteleuropas bis 1945 maßgeblich prägten, wäre dabei als wünschenswert anzusehen.

Bern – Luzern

Stefan Dyroff

<sup>4</sup> DIETER LANGEWIESCHE: Weiter Blick, kurzer Klick. Globalhistorische Informationsversuche zur deutschen Gesellschaft in der Wilhelminischen Epoche, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.01.2007.

**Zwischen Region und Nation.** 125 Jahre Forschung zur Geschichte der Deutschen in Polen. Hrsg. von Wolfgang Kessler und Markus Krzoska. (Polono-Germanica, Bd. 7.) fibre. Osnabrück 2013. 290 S. ISBN 978-3-938400-87-6. (€ 34,80.)

Im Jahr 2010 wurde das 125. Gründungsjubiläum der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (HG) begangen. In ihrer Tradition sieht sich die heutige Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen. Die Aufsätze und Kommentare in diesem Sammelband entstanden aus Beiträgen einer Tagung am Marburger Herder-Institut anlässlich des Jubiläums im Herbst 2010.

Der Band ist chronologisch aufgebaut und in drei größere zeitliche Abschnitte gegliedert. Stefan Dyroff stellt die HG in ihren Anfangsjahrzehnten 1885-1919 dar. Die Gesellschaft war eng mit den Behörden verbunden und genoss finanzielle Unterstützung durch den Staat. Eine Zusammenarbeit mit polnischen Historikern fand praktisch nicht statt. Von polnischer Seite wurde die Gesellschaft als ein „genuin antipolnischer Verein“ (S. 29) wahrgenommen. Aufgrund der intensiven Bemühungen um eine Verwissenschaftlichung der Arbeiten und Publikationen wurden nichtprofessionelle Mitglieder der HG marginalisiert, worunter die Geselligkeit – ein zentraler Bereich der Vereinsarbeit – litt. Obwohl die HG insbesondere zur Geschichte der deutschsprachigen Bevölkerung Großpolens eine Fülle von Wissen generierte, nahm sie wenig Anteil an der Entwicklung eines regionalen deutschen Heimatbewusstseins und wurde so ihrem eigenen Anspruch nicht gerecht.

Den Zeitraum 1918-1945 untersucht Olgierd Kieć bezüglich der Heimatforschung, der sog. „Heimatbildung“ und der veränderten Betrachtungsweise des deutschen Ostens. Nach anfänglichen Schwierigkeiten aufgrund der Abwanderung vieler deutscher Historiker und Mitglieder aus der ehemaligen Provinz Posen konnte die HG ihre Arbeit als „Historische Gesellschaft für Posen“ in den 1920er Jahren weiterführen. In der HG bildeten sich nun zwei Gruppierungen heraus: Die älteren, „traditionalistischen“ Historiker betrieben quellenkritische und heuristische Geschichtsforschung, während eine jüngere, „innovative“ Gruppe interdisziplinär arbeitete und sich zunehmend mit dem Konzept eines „deutschen Volks- und Kulturbodens“ beschäftigte. Durch ihre Forschungen war das Betrachtungsfeld nun nicht mehr nur auf Großpolen beschränkt, sondern erstreckte sich bis über die Ost-

grenze Polens hinaus. Beide Gruppen hatten vor allem die Revision des Versailler Vertrages zum Ziel.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde die volkshistorische Geschichtsschreibung der HG insbesondere finanziell gestärkt, indem die Mitglieder ihre Beziehungen zu deutschen wissenschaftlichen Institutionen wie der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft intensivierten. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs dienten die theoretischen Überlegungen der HG zu Heimatforschung und „Heimatbildung“ der Umsetzung der Vorstellungen eines Lebensraums für deutsche Siedler im Osten. Die menschenverachtende NS-Politik gegenüber ihren polnischen Nachbarn kritisierten die führenden Mitglieder der nun „Historische Gesellschaft für das Wartheland“ genannten Vereinigung nicht, sondern begrüßten die neuen Verhältnisse im neu gegründeten Reichsgau. Gegen Ende des Krieges konnten die Mitglieder der HG aufgrund der zunehmenden Einberufung zum Kriegsdienst immer weniger publizieren. Im Januar 1945 markierte die Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus dem Wartheland das Ende der HG.

Wolfgang Kessler legt im dritten Abschnitt die Entwicklung der „Historisch-Landeskundlichen Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen“ 1950-1990 dar, die sich inhaltlich und organisatorisch an der HG orientierte. Detailliert arbeitet Kessler die Organisationsstruktur, die Tätigkeit prägender Persönlichkeiten und die Forschungsarbeit der Kommission heraus. Diese war im Zuge der Wiederherstellung der deutschen Ostforschung eng mit dem neu gegründeten Johann Gottfried Herder-Forschungsrat verbunden und auch finanziell größtenteils von ihm abhängig. Nach Kriegsende kam es keinesfalls zu einem Neuanfang innerhalb der Ostforschung, sondern eine inhaltliche und personelle Kontinuität der Arbeit vor 1945 war – auch in der Kommission – die oberste Maxime. Die Mitglieder der Kommission verschwiegen bewusst politisch belastende Tätigkeiten während der NS-Zeit und sahen sich vielmehr als Opfer von Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Als Aufnahmekriterium von Neumitgliedern spielten daher Loyalität zur eigenen „Minderheitengruppe“, das Engagement in Landsmannschaften und familiäre Beziehungen eine größere Rolle als die wissenschaftliche Qualifikation.

Die mangelnde fachliche Qualifikation und die unkritische Haltung zur eigenen Vergangenheit offenbarte auch die forschende und publizierende Tätigkeit der Kommission. Aufgrund des Anspruchs, ihre eigene Geschichte und die ihrer Gruppe im „richtigen“ Licht darzustellen, verschlossen sich die Mitglieder neuen geschichtswissenschaftlichen Strömungen wie der Sozialgeschichte, förderten kaum Einzelprojekte und blieben – „in steigendem Maße resignativ und sich unverstanden fühlend und gemeinsam alternd“ (S. 185) – unter sich. Erst die Umstrukturierung des Herder-Forschungsrats und des Herder-Instituts 1995/96 war auch für die Kommission, erkennbar an der Umbenennung in „Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen“, ein Neuanfang. Alte Ostforschungstraditionen wurden durch eine personelle und inhaltliche Professionalisierung und kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ersetzt.

Neben den Darstellungen der HG bzw. der Kommission über einen Zeitraum von 125 Jahren werden deren zentrale und prägende Persönlichkeiten in den drei Zeitabschnitten vorgestellt und kritisch beleuchtet. Für den Zeitraum von 1885-1919 leisteten die Archivare Rodgero Prümers und Adolf Warschauer laut Christoph Schutte wichtige Forschungsarbeiten in der HG. Beide verfassten eine Vielzahl von Publikationen zur Posener Landesgeschichte, ohne das deutsch-polnische Verhältnis negativ darzustellen oder eine vom preußischen Staat favorisierte politische Akzentuierung zu setzen.

Matthias Barelkowski und Błażej Białkowski untersuchen in ihren Aufsätzen die Tätigkeiten von Manfred Laubert, Wolfgang Kohte, Alfred Lattermann und Kurt Lück in der Zwischenkriegszeit und während des Nationalsozialismus. Die Darstellung der Historiker ist breiter gefächert und umfasst mehr als nur ihr Engagement in der HG. Die Vf. zeigen, dass die vier Historiker ihre Kenntnisse in unterschiedlicher Weise und Intensität der NS-Politik zur Verfügung gestellt haben. Die Spanne reichte vom Schreibtischträger

(Laubert und Lattmann) über die aktive Beteiligung an Germanisierung und Bücherraub (Kohnte) bis hin zur völligen Identifikation mit den nationalsozialistischen Idealen (Lück).

Auch Eicke Eckert konzentriert sich in seinem Aufsatz über die Historiker Gotthold Rhode und Richard Breyer – nach dem Krieg maßgeblich an der Gründung der Kommission und der Wiederbelebung der Ostforschung beteiligt – nicht so sehr auf ihr Wirken in der Kommission, sondern stellt beide Lebensläufe vergleichend nebeneinander. Eine ähnliche Herkunft als Teil der deutschen Minderheit in Polen und die Erfahrung des Heimatverlustes nach dem Krieg prägten ihre spätere wissenschaftliche Tätigkeit. Insbesondere Rhode engagierte sich sehr in der Kommission, konnte jedoch bis zu seinem Tod 1990 weder ein eindeutiges Forschungsprogramm ausarbeiten noch einen Erneuerungsprozess einleiten.

Die einzelnen Aufsätze dokumentieren die Geschichte von HG und Kommission zum ersten Mal in umfassender Weise in einem Sammelband. Die Vf. arbeiten sowohl Kontinuitäten trotz der politischen Umbrüche und Ortswechsel als auch den Neuanfang in der zweiten Hälfte der 1990er Jahren kritisch auf. Der vorliegende Band ist daher ein wichtiger und willkommener Beitrag zur Beschäftigung mit dem Themenkomplex der Ostforschung, der Verstrickung von Historikern in die preußische und die NS-Politik und dem Nebeneinander von polnischer und deutscher Geschichtswissenschaft.

Münster

Ines Ellertmann

**Neuer Nationalismus im östlichen Europa.** Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Hrsg. von Irene Götz, Klaus Roth und Marketa Spiritova. (Ethnographische Perspektiven auf das östliche Europa, Bd. 3.) transcript. Bielefeld 2017. 295 S., Ill. ISBN 978-3-8376-3962-9. (€ 29,99.)

Der auf eine Konferenz aus dem Jahr 2016 zurückgehende Sammelband ist eine kulturwissenschaftliche Bestandsaufnahme über den bedenklichen Zustand der öffentlichen Debatte in Ostmitteleuropa. Die von den Autoren gewählte Perspektive nimmt sowohl spontane Phänomene der rechten Populärkultur als auch staatliche Akteure, die eine nationalistische Identitätspolitik betreiben, in den Blick. Die vier Kapitel, denen eine kurze Einführung von Irene Götz vorangeht, behandeln Pop-Nationalismus (die Beiträge von Marketa Spiritova, Klaudija Sabo und Alexandra Schwell), Geschichtspolitik an Beispielen aus Bulgarien, Mazedonien, Ungarn und Polen (Klaus Roth, Ana Luleva, Małgorzata Świder und László Simon-Nanko), Schnittstellen zwischen dem Nationalen und Internationalen in der Peripherie sowie in den Medien (Simon Schlegel, Sara Reith, Julia Person und Petra Steiger) und schließlich Fremdenfeindlichkeit (Noémi Sebők-Polyfka, Margit Feinschmidt und Agnieszka Balcerzak). Die einzelnen Themen divergieren von Fußballfankultur über Populärmusik bis hin zu ethnischen Stereotypen (vor allem Zigeunerfeindlichkeit) und der Rekonstruktion historischer Bauten. Entsprechend weit und flexibel ist auch die geografische Bandbreite des Buches gefasst: von Russland bis zum Balkan. Die einzelnen Texte sind allerdings nationalen Einzelfällen gewidmet und bieten folglich kein transnationales Bild der politischen Entwicklung der letzten Jahre. Es mangelt auch an dem Versuch, die verschiedenen Phänomene vergleichend zu analysieren. Kurz gesagt: Der Band gibt keine Synthese, was er aber offensichtlich auch nicht intendiert. Was das Buch hingegen bietet, sind zahlreiche empirische Befunde, die der heutigen Angst der liberalen Mittelschicht eine konkrete, greifbare Form geben.

Und das ist nicht wenig. Denn ohne einen scharfen anthropologischen Blick bleibt die Popularität der rechten bis rechtsextremen Schlagworte, Symbole und Artefakte weitgehend unverständlich. Die hier versammelten Fallstudien geben einen Einblick in die Mechanismen von Identitätsbildung und Ausgrenzung in ihrer wenig bekannten alltäglichen Form und in ihrer Komplexität. Die Methodologie spielt dabei eine wichtige Rolle, denn sie hilft, mit einer gewissen Empathie auf die einzelnen Akteure zu schauen. Die im Buch verwendete Herangehensweise verdeutlicht die „positiven“ Elemente populistischer



Botschaften: Helden und historische Ereignisse, die der neue Nationalstolz vereinnahmt. Denn ohne den Kult der „verstoßenen Soldaten“ in Polen, der Helden des Unabhängigkeitskrieges in Kroatien, der antiken Vergangenheitsvorstellung in Makedonien, der selektiven Holocaust-Interpretation in Bulgarien usw. lassen sich die Erfolge des Nationalismus nicht verstehen.

Was dem Buch fehlt, ist eine Stellungnahme zu den grundsätzlichen Fragen: Wie ist es dazu gekommen, dass sich der Einfluss der Rechten derart gesteigert hat, und stellt das postkommunistische Europa in dieser Hinsicht einen Spezialfall dar? Diese Fragen wurden offensichtlich den Soziologen überlassen. Die Meinung der Autoren und Hrsg. dazu lässt sich allerdings aus einigen Referenzen und Andeutungen rekonstruieren. Besonders in den Beiträgen, die Peripherien thematisieren, werden immer wieder die sozialen Spätfolgen der wirtschaftlichen Transformation angesprochen. Die Enttäuschung scheint der Boden zu sein, auf dem die neue Identitätspolitik als ein Angebot für solche Menschen gedeiht, die sich als Verlierer des ökonomischen Wandels betrachten. In manchen Beiträgen wird auch hervorgehoben, dass die Renaissance des Nationalismus keine ostmitteleuropäische Ausnahme sei. Vielleicht hätte es der Einheitlichkeit des Buches gedient, wenn ihm solche Überlegungen vorausgegangen wären. Dann hätte die Fragestellung einzelner Autoren erweitert werden können, um z. B. auch das soziale Profil der neuen Nationalisten zu berücksichtigen.

Eine andere Frage ist die politische Rolle der hier analysierten kulturellen Phänomene. In mehreren Beiträgen wird betont, dass für die neue ideologische Formation das Bild des Fremden konstituierend sei. Dabei konstatieren die Autoren auch Unterschiede zum Nationalismus der Zwischenkriegszeit. Der neue Nationalismus richte sich nicht gegen die unmittelbaren Nachbarn, sondern gegen die anderen, teilweise imaginierten Fremden: Flüchtlinge, Schwarze, Lesben und Schwule, in Ostmitteleuropa sollten auch „die Fremden im Dorf“ dazugerechnet werden, d. h. die Roma, nicht selten auch die Europäische Union. Die Symbolik des Nationalen, die Beschwörung der eigenen Geschichte und Kultur dienen einem nationalen Schulterschluss, Nationalstolz und militante Floskeln untermauern den xenophoben Diskurs. Das alles stimmt, was aber in dieser Analyse anscheinend weitgehend ausgeblendet wird, sind die innenpolitischen Konflikte. Auch wenn sich der Hass und die Angst gegen die Fremden richten, sind die Feinde der neuen Rechten doch insbesondere auch die hauseigenen Linken und Liberalen. Dort, wo es keine Flüchtlinge gibt, dienen hauptsächlich sie als Feindbild im innenpolitischen Kampf. Der neue Nationalismus steht eben auch dem eigenen Staat kritisch gegenüber, richtet sich gegen gewisse Parteien oder Interessengruppen, die ihm ideologisch nicht nahe genug stehen. Die Verräter werden in den eigenen Reihen gesucht und gefunden. Auch davon erzählen einige Einzelstudien in diesem Band, auch wenn sie es meistens nicht direkt thematisieren.

Warszawa

Maciej Górny

**Heimat zwischen Deutschland, Polen und Europa.** Historische Blicke, Geschichtserinnerungen, Geschichtserfahrungen. Hrsg. von Joachim Kurojka. Aschendorff Verlag. Münster 2017. 443 S., graph. Darst. ISBN 978-3-402-13272-2. (€ 24,90.)

Joachim Kurojka gehört zum Kreis der Zeit- und Kirchenhistoriker, die noch selbst von Flucht und Vertreibung geprägt wurden und sich aktiv mit der deutsch-polnischen Geschichte beschäftigen. In Rahmen seines neuesten Buchs veröffentlicht er, aufgeteilt in vier Sektionen, zumeist bereits an anderer Stelle veröffentlichte wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Beiträge zur neuesten deutsch-polnischen Geschichte sowie zur Geschichte Oberschlesiens.

In der ersten Sektion „Deutschland – Polen in Europa“ finden sich Artikel über die deutsch-polnisch-französisch-englischen Beziehungen nach 1945, die Minderheitenproblematik (Polen in Westdeutschland sowie Deutsche in Großpolen nach 1918), Vorstellungen einer Westgrenze in der polnischen Öffentlichkeit in der Zwischenkriegszeit und zu den

deutsch-polnischen Beziehungen 1933-1945. Die zweite Sektion beschäftigt sich mit der neuesten Geschichte Oberschlesiens. Auch in diesem Fall betreffen die Aufsätze ein sehr breites Spektrum – von der Geschichte der deutschen Minderheit in Schlesien vom Ersten Weltkrieg bis 1989 über die britische Politik in Oberschlesien 1919-1921, eine kurze Beschreibung der auf die oberschlesischen Aufstände und die Abstimmung bezogenen „Mythen“ sowie eine Darstellung der NS-Herrschaft in dieser Region bis hin zu einer Kirchengeschichte Schlesiens im Nationalsozialismus. In der dritten Sektion werden das Verschwinden und die Rückkehr des Themas „Vertreibung“ in der deutschen Öffentlichkeit, die Geschichte der Integration der Vertriebenen im Oldenburger Land auf gesellschaftlicher und kirchlicher Ebene sowie die Vorgeschichte der Verdrängung der Deutschen aus Polen nach 1918 behandelt. Die letzte, kürzeste Sektion versammelt Beiträge über Geschichtserfahrungen und fokussiert auf die deutsch-polnische Geschichte 1939-1989.

Einige zentrale Thesen durchziehen mehrere Artikel. Der Autor argumentiert, dass eine „Vertreibung“ der Deutschen aus Großpolen, Westpreußen sowie aus Oberschlesien bereits in den Jahren 1918-1925 stattgefunden habe. Der Begriff erscheint hier allerdings überzogen, denn auch wenn Druck ausgeübt wurde, Polen zu verlassen, wurden in dieser Zeit durch den polnischen Staat keine Vertreibungen organisiert, man sollte deshalb in der zeitgenössischen Terminologie eher von „Abwanderung“ und „Verdrängung“ sprechen. Die Zahl von 900 000 „Vertriebenen“ von 1918 bis 1921 aus diesen Territorien ist überhöht, zeitgenössische Schätzungen gehen von zweimal niedrigeren Zahlen aus, in vielen Fällen waren Beamte betroffen, die staatlicherseits abgezogen wurden.<sup>1</sup>

Die These, in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkriegs sei unter polnischen Regierenden und den Eliten der Gedanke weit verbreitet gewesen, die östlichen Territorien Deutschlands zu annektieren, wird nicht hinreichend belegt und entspricht auch nicht dem neuesten Wissensstand; vielmehr entspringt er eher dem Gedankengut des Revisionismus. In Polen wurde die Oder-Neiße-Grenze nicht bereits in den 1930er Jahren, wie von K. behauptet, sondern erst seit 1942 im Kontext der Kriegsergebnisse und eines wachsenden Einflusses prosovjjetischer Parteien angestrebt.<sup>2</sup> Auch die Annahme, dass Polen im Jahr 1920 „gegen Sowjetrußland zu den Waffen griff“ (S. 284), ist unzulässig – die Konflikte zwischen Sowjetrußland und Polen begannen schon im Jahre 1919. Nicht nur in Polen waren imperialistische Gedanken verbreitet, sondern auch bei den Nachbarstaaten und in der Sowjetunion, wo Polen bis 1922 als sowjetische Republik angesehen wurde. Die positive Aufnahme des Buchs *Fünf plus Zwei* von Stefan Scheil sowie die Übernahme dieser These und die Bezeichnung des kontroversen Werkes *Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen* von Alfred M. Zayas über Vertreibung als „Standardwerk“ zeigen den problematischen Lese- und Denkhorizont des Autors.

Der Autor nutzt polnische Werke nur selten, was den Wert der Aufsätze zu Oberschlesien und zu den deutsch-polnischen Beziehungen einschränkt. Deutlich höher einzuschätzen sind die Beiträge über Flüchtlinge und Vertriebene im Oldenburger Land. Insgesamt reduzieren die fehlende Nutzung polnischer Literatur und die Akzentuierung revisionistischer Thesen den Wert des vorliegenden Aufsatzbandes ganz erheblich.

Gießen

Michał Turski

<sup>1</sup> WINSON CHU: *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge 2012, S. 66 f.

<sup>2</sup> MIROSLAW DYMARSKI: *Ziemia postulowana (ziemia nowa) w prognozach i działaniach polskiego ruchu oporu. 1939-1945 [Geforderte Gebiete (neue Gebiete) in den Prognosen und Aktionen der polnischen Widerstandsbewegung. 1939-1945]*, Wrocław 1997, S. 98-102.

**Stanislav Balík, Vít Hloušek, Lubomír Kopeček, Jan Holzer, Pavel Pšejja, Andrew Lawrence Roberts: Czech Politics.** From West to East and Back Again. Budrich. Opladen u. a. 2017. 278 S. ISBN 978-3-8474-0585-6. (€ 29,90.)

Writing a short overview of almost 200 years of the history of Czech politics for an international audience is a very difficult task. Six authors, most of them political scientists (Stanislav Balík, Vít Hloušek, Lubomír Kopeček, Jan Holzer, Pavel Pšejja and Andrew Lawrence Roberts), have accepted the challenge and recently published a monograph of nearly 300 pages on Czech politics from the Habsburg era until the present. The authors claim that the book does not aim to provide a comprehensive history of the Czech lands, but rather to help achieve a better understanding of their various regimes, party systems and institutions, as well as the main forces behind major political events and the consequences of these events.

A short introduction written by Roberts about Czech exceptionalism summarizes various forms of Czech nationalism (including the split of Czechoslovakia) and economic changes. The first part of the book focuses on “Czech politics” before 1989. It starts with the formation of the modern Czech nation within the Habsburg Empire and the independent Czechoslovak Republic. Chapter 2 deals with the politics of the First Republic (1918-1938) and particularly the idea of a Czechoslovak state and governance. The book then follows the turbulent years of Nazi rule and communist dictatorship 1938-1989 and explains the process of the slow decline of communist power in 1989, which ended in the breakup of Czechoslovakia.

The second part focuses on almost three decades of parliamentary democracy in the Czech Republic. Chapter 6 describes the basic institutions, their powers and their effects on Czech politics; it primarily examines the problems with fragile cabinets and the danger of political dualism between prime ministers and presidents. Chapter 7 deals with the electoral system, as the contemporary Czech politics tend to be mired in a permanent election campaign, leading to a situation in which the parties in government are unable to rule. The last chapters describe the party system, political parties and the recent breakdown of both. They also discuss the key moments of transitional economic reform and economic policy, particularly the transformation of a centrally planned economy into a market economy through voucher privatization. Discussion of Czech foreign policy with particular focus on the European Union and NATO precedes the final chapter, which summarizes the traditions, visions and perspectives of Czech politics over the last two centuries.

The book provides a very good overview for those who are not familiar with Czech politics and offers interesting facts that are important for gaining a better understanding of Czech history, mentality and identity. It also addresses comprehensively several historical questions that provide a key to better understanding the country’s political development. For example, by looking at the differences between the Czech and Slovak political cultures, the work provides an overview of the history and mentality of both nations, which helps explain why Czechoslovakia broke apart. On the other hand, some important moments in Czech history are only partially dealt with, such as the expulsion of millions of people of German origin after the Second World War or the roots of political violence in the 1950s. However, this is understandable given that the book was written mainly by political scientists with the aim of explaining politics rather than providing a comprehensive historical overview. Personally, I see the book’s most important achievement in its analysis of various myths (how they first arose and were propagated), for example, that of the first president, Tomáš Garrigue Masaryk, who was seen as a “good king” and who built a specific political tradition around the presidency, or the “Golden Age” of the First Republic, which was seen in historical and public discourse as an ideal era in terms of political and social order. Both myths remain very influential to this day. The book also explains why the European Union is so unpopular today and why the position of the president is so strong even though, according to the constitution, he is not the head of the executive branch. While some chapters offer a broader view of Czech history and politics and pro-

vide answers to very complex questions, other chapters are rather descriptive and mainly focus on details and numbers. In this aspect, the structure of the book seems somewhat unbalanced. Nevertheless, it clearly illustrates the factors that have shaped contemporary Czech politics through the lens of various continuities in national culture and institutions.

Praha

Klára Pinerová

**The Great West Ukrainian Prison Massacre of 1941.** A Sourcebook. Hrsg. von KSENYA Kiebusinski und Alexander Motyl. Amsterdam University Press. Amsterdam 2017. 431 S., Kt., Ill. ISBN 978-90-8964-834-1. (€ 34,95.)

In den ersten Tagen nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 ermordeten die sowjetischen Sicherheitsorgane des NKVD in den westlichen Gebieten der Sowjetunion viele Tausend Gefängnisinsassen, um zu verhindern, dass sie von den Deutschen befreit würden. Dieser Massenmord in den ersten Tagen des deutsch-sowjetischen Kriegs hatte in der Westukraine ein besonders großes Ausmaß, da hier die deutschen Truppen vergleichsweise langsam vorrückten. Nach Schätzungen des Rezensenten fielen ihm in Ostgalizien bis zu 10 000 und in Wolhynien ungefähr 3000 Gefängnisinsassen zum Opfer.<sup>1</sup> Ksenya Kiebusinski und Alexander Motyl nennen in der Einleitung des zu besprechenden Bandes gar mögliche Opferzahlen zwischen 10 000 und 40 000, ohne allerdings klar zwischen der Westukraine und den anderen Gebieten der westlichen Sowjetunion zu unterscheiden (S. 31, 39).

Die Konfrontation mit diesem sowjetischen Massenverbrechen in den ersten Tagen nach der deutschen Besetzung der Westukraine Anfang Juli 1941 war insbesondere für die ukrainische Bevölkerung ein Schock, da die Mehrheit der ermordeten Gefängnisinsassen – die Hrsg. des Bandes schätzen siebzig Prozent – Ukrainer waren (S. 40). Dieser Schock war umso größer, als viele der meist durch Genickschüsse getöteten Menschen in den Gefängnissen einen entsetzlichen Anblick boten. Vor dem Hintergrund einer in den erst 1939/40 der Sowjetunion angeschlossenen westlichen Gebieten weit verbreiteten Wahrnehmung von Juden als Unterstützern und Nutznießern der sowjetischen Herrschaft kam es bei der Bergung der Leichen an/in einer Reihe von Orten zu pogromartigen Ausschreitungen gegen Juden. Sie standen meist damit in Zusammenhang, dass im Auftrag der deutschen Ortskommandanturen ukrainische Milizen und Einwohner Juden zu den Gefängnisstrichen trieben, in denen sie dann die Leichen bergen mussten.

Anders als beispielsweise der sowjetische Massenmord an polnischen Offizieren in Katyn<sup>2</sup> und an anderen Orten im Frühjahr 1940 geriet die massenhafte Liquidierung von Gefängnisinsassen nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend in Vergessenheit. Nur in der ukrainischen Diaspora erschienen hierzu einige wenige Veröffentlichungen. Erst in den 1990er Jahren wurde dieses Verbrechen in der Ukraine und in Polen umfassender dokumentiert, allerdings weiterhin nicht wirklich erforscht.<sup>2</sup>

Eine vertiefte geschichtswissenschaftliche Behandlung dieses Themas wäre daher hochwillkommen. Leider leistet der hier zu besprechende Band dies nur sehr bedingt, da er keine weitere Forschung zum Thema, sondern nur Auszüge aus älteren geschichtswissenschaftlichen Arbeiten und Quellen enthält, die ebenfalls bis auf wenige Ausnahmen – vor

<sup>1</sup> KAI STRUVE: Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine, Berlin 2015, S. 214 ff.

<sup>2</sup> Am umfassendsten ist dieses Thema bisher für die gesamte westliche Sowjetunion von BOGDAN MUSIAL: „Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschießen“. Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941, Berlin 2000, behandelt worden, dessen Arbeit allerdings unter einer nicht überzeugenden Verbindung mit der Deutung der Pogrome und der folgenden deutschen Herrschaft in der Sowjetunion leidet.

allem internationale Zeitungsberichte aus dem Sommer 1941 – aus älteren Quellensammlungen übernommen wurden.

Darüber hinaus enthält der Band auch eine Reihe von Bildquellen sowie interessante Hinweise zu ihrer internationalen Rezeption im Sommer 1941 (S. 399 f.). Jedoch scheint den Hrsg. die im Zusammenhang mit den Kontroversen über die „Wehrmachtausstellung“ Ende der 1990er Jahre geführte Diskussion über diese Bilder nicht bekannt zu sein. Sonst hätten sie erkennen können, dass ein Foto aus Zoločiv (Abb. 22) nicht ermordete Gefängnisinsassen, sondern bei deren Exhumierung getötete Juden zeigt.

Leider haben die Hrsg. die Materialien zudem in den Originalsprachen belassen, sodass der Band neben englischen auch deutsche, polnische, russische und ukrainische Texte enthält. Die Nutzbarkeit beispielsweise für Lehrveranstaltungen ist dadurch beträchtlich eingeschränkt, und auch nur wenige am Thema interessierte Leser dürften die verschiedenen Sprachen beherrschen. Für Forscher, die dieses Thema aufgreifen möchten, stellt der Band zweifellos einen nützlichen Ausgangspunkt dar. Sie werden aber auch auf die Publikationen zurückgreifen müssen, aus denen die hier veröffentlichten Materialien übernommen wurden.

Die Einleitung enthält neben einer Einführung in frühere Veröffentlichungen eine längere Diskussion des Zusammenhangs zwischen dem sowjetischen Massenmord und den antijüdischen Gewalttaten in der Anfangsphase der deutschen Okkupation (S. 42-65). Leider kommen die Hrsg. hier aus Sicht des Rezensenten nicht zu überzeugenden Ergebnissen. Dies betrifft vor allem zwei Punkte. Zum einen halten sie Berichte darüber, dass die Gefängnisinsassen von den Sowjets auf grausame Weise zu Tode gefoltert und Leichen in großem Umfang verstümmelt worden seien, für glaubhaft (S. 32, 50, 61 f.). Tatsächlich zeigt eine genaue Analyse der Geschehnisse, dass dieser Eindruck in erster Linie durch hitzebedingte Verwesungserscheinungen an den durch Genickschüssen getöteten Leichen entstand.<sup>3</sup> Die Gerüchte über Grausamkeiten und Verstümmelungen standen vielmehr mit Bildern über das sowjetische Regime als einer diabolischen Macht im Zusammenhang. Manche wiesen deutliche Parallelen zu christlichen Ritualmordlegenden auf und gehören deshalb zum Hintergrund der Pogromgewalt. Die zweite fehlerhafte Deutung der antijüdischen Gewalt in der Einleitung besteht aus Sicht des Rezensenten darin, dass die Hrsg. der Organisation ukrainischer Nationalisten (OUN) hierbei keine wesentliche Rolle zuschreiben (S. 57-60).

Insgesamt greift der Band ein wichtiges Thema auf, das auch in der internationalen Geschichtsschreibung größere Beachtung verdienen würde. Es ist zu hoffen, dass der Band dafür einen Anstoß gibt.

Halle (Saale)

Kai Struve

<sup>3</sup> STRUVE (wie Anm. 1), S. 218-221, 271-288.

**Der Holocaust.** Neue Studien zu Tathergängen, Reaktionen und Aufarbeitungen. Hrsg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Jörg Osterloh und Katharina Rauschenberger. (Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, 2017.) Campus Verlag. Frankfurt – New York 2017. 259 S. ISBN 978-3-593-50799-6. (€ 29,95.)

Der Sammelband informiert über zwölf Dissertationsvorhaben der letzten Jahre zum „Holocaust“ bzw. zur „Shoah“, die Anfang 2017 noch nicht im Druck vorlagen. In der Einleitung geben Jörg Osterloh und Katharina Rauschenberger einen knappen Überblick über die „Holocaustforschung in Deutschland seit 1990“.

Einige der Beiträge betreffen im Besonderen den Arbeitsbereich der ZfO. Frank Görlich befasst sich in „Fluchtpunkt Transnistrien“ mit historischen Kontinuitäten vom Ersten Weltkrieg bis zur nationalsozialistischen Ostexpansion. Als Beispiel dafür dient ihm das Vorgehen führender militärischer Stellen des Kaiserreichs beim Umgang mit den Bessarabiendeutschen – und dessen Kontinuitäten bis ins Lebensraum-Denken im „Dritten

Reich“. Andrea Kirchner hat den Lebensweg des aus Berlin gebürtigen Zionisten Richard Lichtheim (1885-1963) erforscht. Im Mittelpunkt ihres Aufsatzes stehen dessen Jahre in Genf 1939-1946, als der Bevollmächtigte der Zionistischen Organisation für die von Deutschland besetzten Länder mit mehreren Dutzend Gewährsleuten „in 20 verschiedenen europäischen Ländern“ in Verbindung stand (S. 47), um Informationen über die NS-Judenverfolgung zu sammeln. Doch konnte er von seinem „Vorposten“ (S. 56) aus nur wenig ausrichten, um den – vor allem osteuropäischen – Opfern zu helfen. Christine Kausch beschäftigt sich mit dem Verfolgungsschicksal der jüdischen Deutschen, die von 1933 an in den Niederlanden vorerst eine Zuflucht fanden. Doch zwischen 1940 und 1942 waren sie – zusammen mit den aus Polen und Österreich stammenden Juden – unter den ersten Opfern der Deportationen in die Vernichtungslager im besetzten Polen.

Den „Alltagspraxen der polnisch-jüdischen Beziehungen im Generalgouvernement“ wendet sich Agnieszka Wierzchołska am Beispiel der kleinpolnischen Stadt Tarnów zu. Die sich unter nationalsozialistischer Gewalt- und Terrorherrschaft wandelnden Beziehungen in der Besatzungsgesellschaft stellt sie auf der Mikroebene dar, wobei es vor allem um die – genutzten oder ungenutzten – Handlungsmöglichkeiten auf Seiten der polnischen Bevölkerung geht. Diese verfolgte ihre eigenen Interessen, wobei manche darum bemüht waren, ihren Anteil zu sichern, als Juden aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen wurden. Allerdings überzeugt W.s These nicht recht, dass durch die „Erfahrung des Genozids [...] die nichtjüdischen Einwohner Tarnóws [...] in die Aktivität gezwungen wurden“ (S. 112 f.). Vielmehr fühlte sich die Mehrheit der nichtjüdischen Bevölkerung – wie auch in anderen Ländern – dem Geschehen weitgehend hilflos ausgeliefert und zog es vor, wegzuschauen und sich nicht zu engagieren. Daher befanden sich diejenigen, die zu helfen versuchten oder die sich an der Verfolgung beteiligten, in der Minderheit. Auch wenn sich solche Extremfälle über Gerichtsakten nachweisen und mikrohistorisch nutzen lassen, ergibt sich daraus allein noch nicht die hier behauptete gesamtgesellschaftliche Dominanz dieser Verhaltensweisen.

Ausgehend von Michael Wildts Auffassungen über den Zusammenhang zwischen Rassismus und nationalsozialistischer Gemeinschaftserfahrung (S. 126) gibt Niklas Krawinkel mit Blick auf seine biografischen Forschungen zu Hans Gmelin (1911-1991) „Einblicke in die Juden- und Volkstumspolitik in der Slowakei“ zwischen 1941 und 1945 (S. 121). Konflikte zwischen den Volksdeutschen und der slowakischen Regierung um die „Arisierung“ wurden dort insoweit gelöst, als die Fünf-Prozent-Minderheit mit rund elf Prozent am „Arisierungs“-Gewinn beteiligt wurde (S. 127 f.). Gmelin, der für die Deutsche Gesandtschaft in Bratislava als sogenannter Volkstumsreferent arbeitete, als die Juden aus der Slowakei nach Auschwitz deportiert wurden, war später für über zwei Jahrzehnte Oberbürgermeister von Tübingen und erhielt bei seinem Abschied 1974 das Bundesverdienstkreuz. Erst im Jahr 2018 wurde ihm die 1975 verliehene Ehrenbürgerschaft seiner Heimatstadt aberkannt. Unter jenen, die gegen den NS-belasteten Lokalpolitiker die Stimme erhoben, war Hans-Georg Siebeck (1911-1990), in dessen Verlag Mohr Siebeck 1955 die monumentale Darstellung *Theresienstadt 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* von H. G. Adler (1910-1988) erschienen war. Mit dessen „Zeitordnungen und Zeitbrüchen“ beschäftigt sich Julia Menzel in einem Vergleich von Adlers wissenschaftlicher und literarischer Auseinandersetzung mit dem Judenmord.

Raphael Rauch schildert die Begleitumstände, unter denen es zu der deutschen TV-Verfilmung der Erinnerungen *Ein Stück Himmel* von Janina David (\*1930) kam; sie handeln u. a. von ihrer Kindheit in Kalisch (Kalisz) und im Warschauer Getto. Dabei vergleicht R. auch die 1982 ausgestrahlte Fernsehfassung mit der ursprünglichen Vorlage und mit dem Drehbuch. Dieses war von Leo Lehman(n) verfasst worden, der 1926 in Breslau geboren, dann mit seiner Familie nach Kalisch vertrieben und 1939 nach Westeuropa ge-

flohen war. Davids Autobiografie war noch nicht auf Deutsch erschienen<sup>1</sup>, als der Regisseur Franz Peter Wirth (1919-1999) den Stoff für den Westdeutschen Rundfunk verfilmte – und zwar als Lebensweg einer Überlebenden und Entwicklungsgeschichte einer Heldenin, die für andere Jugendliche anschlussfähig war. Dabei vermied Wirth Szenen deutscher Gräueltaten, ließ jedoch zugleich unberücksichtigt, dass einige Wehrmachtsoffiziere die Warschauer Zivilbevölkerung 1944 bei Flucht und Evakuierung unterstützt hatten – dies zu vermitteln, hatte David und Lehman(n) eigentlich am Herzen gelegen. In der deutschen Fernsehfassung waren zudem die Verhaltensweisen vonseiten der polnischen Bevölkerung gegenüber den Juden, welche die Autorin wiederholt angesprochen hatte, kaum Thema.

Anja Horstmann hat Fernsehdokumentarfilme unter die Lupe genommen und berichtet über „Farbfilmmaterial“, das im Frühjahr 1942 in deutschem Auftrag im Warschauer Getto angefertigt wurde. Während sich über dessen „Produktionskontext und Inhalt“ zuverlässige Aussagen treffen lassen (S. 232), liegen die genaueren Umstände, darunter Auftraggeber, Zweck und Ziel der Aufnahmen, bislang im Dunkeln. Dem „Nachleben der Bilder“ könne man nur dann gerecht werden, so H., wenn diese dokumentarische Quelle ein Kommentar begleitet, mit dem das Fernsehpublikum zur Vorsicht gemahnt und auf den Propagandacharakter der Filmausschnitte hingewiesen wird.

Insgesamt macht das *Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust* anhand der vorgestellten Dissertationsprojekte deutlich, dass die Erforschung des Judenmords hierzulande von der einseitigen Fokussierung auf die nationalsozialistischen Täter abgegangen ist. Zunehmend geraten auch die Biografien der Verfolgten, der mittelbar Beteiligten und die wechselvolle Entwicklung bei der Aufarbeitung, die unsere Erinnerungskultur auszeichnet, in den Blick.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>1</sup> Siehe JANINA DAVID: *A Square of Sky*, London 1955; deutsche Fassung: *Ein Stück Himmel. Erinnerungen an eine Kindheit*, München 1981, 2. Aufl. 2017.

**Heimatzeitschriften.** Funktionen, Netzwerke, Quellenwert. Hrsg. von Tilman Kasten und Elisabeth Fendl. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Bd. 18.) Waxmann. Münster – New York 2017. 335 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8309-3774-6. (€ 34,90.)

Der vorliegende Sammelband der beiden Hrsg. Tilman Kasten und Elisabeth Fendl geht auf die 2016 abgehaltene Arbeitstagung „Heimatbriefe der Deutschen aus dem östlichen Europa nach 1945“ zurück, die vom Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg organisiert wurde. Die ersten Aufsätze beschäftigen sich ausführlich in hermeneutischer Perspektive mit der Klärung von eminenten Begriffen, so der „Vertriebenenpresse“. Kasten beschäftigt sich mit dem Begriff in seinem einleitenden Aufsatz und bewertet ihn doch als sehr problematisch, denn er lege nicht den juristischen Status als Vertriebener, sondern die Selbst- und Fremdbeschreibung zugrunde (S. 11 f.). Der Heimatbegriff in der Presse könne auch auf viele andere Phänomene angewendet werden (S. 27). Die „Vertriebenenpresse“ bezeichnet er vielmehr als ein ganz spezielles Instrument „gruppenbezogener Identitätspolitik“ der äußerst pluralen Vertriebenenverbände in Westdeutschland nach 1945 (S. 29). Wolfgang Kessler nimmt in seinem Beitrag über die ostdeutschen Heimatblätter der Bundesrepublik den Begriff ebenfalls in den Blick, denn einige Vorläufer von Heimatblättern gab es sogar schon vor 1918. Der Begriff „Vertriebenenpresse“ lässt sich deshalb nicht nur auf das deutsche Vertriebenenmilieu beziehen, wurde aber nach 1945 trotzdem stark mit diesem identifiziert (S. 48 f.).

Gregor Ploch analysiert Geschichte und Werdegang des *Heimatbriefs der Katholiken aus dem Erzbistum Breslau*, der auch bis heute noch unter den Interessengruppen des einstigen schlesischen Katholizismus in Deutschland vertrieben wird und daher eine der ältesten Zeitschriften dieses Milieus ist. Er entstammte in seinen Anfängen 1945 den Ei-

chendorffgilden, die sich als frühe Vereinigung der katholischen Schlesier in Westdeutschland nach der Vertreibung etablierten. Diese Gilden hatten sich die Bewahrung des christlichen Kulturerbes Schlesiens zum Ziel gesetzt. Nach der Neuordnung der Diözesangrenzen im deutschen Raum durch den Vatikan im Rahmen der deutschen Ostpolitik 1972, die endgültig und emotional auch den schlesischen Katholiken klar machte, dass es keine Rückkehr mehr nach Breslau geben würde, wurde der Heimatbrief das offizielle Sprachrohr des neu eingerichteten Amtes des Visitators für das Erzbistum Breslau in Münster, um alle ehemaligen Breslauer Diözesanen in Westdeutschland mit Informationen aus der verlorenen schlesischen Heimatkirche zu versorgen. Der Heimatbrief hat noch bis heute eine identitätsstiftende Funktion für die verbliebenen Ausläufer des schlesischen Katholizismus.

Jana Nosková behandelt Begrifflichkeiten in diskursanalytischer Perspektive, und zwar anhand des Soziolekts im *Brünner Heimatboten*. In dieser Zeitschrift entwickelten sich 1953 ganz besondere sprachliche Kontroversen, und zwar aufgrund des Abdrucks des von einigen vertriebenen Brünnern entworfenen Liedes „Ich bin aus Brunn“. Die darin bezogenen familiären Verhältnisse in Brunn, die sich auf die Zeit vor der Vertreibung 1945 bezogen, deckten sich nach Meinung von anderen Brünnern nicht mit den ursprünglichen sprachlichen Bezeichnungen von Familienangehörigen. U. a. ging es dabei um die Bezeichnung „Bric“ für „Bruder“ (S.126 f.). Diese Diskussionen zeigten auch Strukturen einer bereits begonnenen Inhomogenität dieser speziellen Vertriebenengruppe, wenn es um das Verständnis von identitätsbezogenen Begriffen ging.

Zur Sprache kommt auch der Wert der Heimatbriefe als historische Quelle. Albert A. Feiber zufolge liegt deren Bedeutung insbesondere darin, vorhandene Lücken der Überlieferung im Rahmen der Oral History schließen zu können. Dazu sind Heimatbriefe ganz bedeutende Quellen für die Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte eines Gebietes, aus denen die Vertriebenen stammten. Ihren historischen Wert beziehen die Heimatbriefe auch durch den Blick der jeweiligen Verfasser auf die „Vertreiber“. So kam es durchaus vor, dass man in einzelnen Beiträgen auch die Polen in Schlesien als Volk mit dem gleichen Vertreibungsschicksal bewertete, da diese von Tschechen und Russen aus früheren Siedlungsgebieten vertrieben worden seien (S.190). Das zeigt, dass Heimatbriefe nicht *per se* als revanchistisch einzustufen oder nur in einseitiger Opferperspektive geschrieben sind, was ihren Wert als Quelle historischer Erkenntnis durchaus noch steigert.

Bedeutend sind auch die Beiträge, die sich mit der Archivsituation von Heimatbriefen näher befassen und damit auch einen Zugang zu diesen ermöglichen. Jan Lipinsky berichtet über den großen Bestand an Heimatzeitschriften im Marburger Herder-Institut, wo ca. 300 derartige Titel aufbewahrt werden (S. 275 f.). Ingrid Sauer berichtet über die verschiedenen Bestände an Heimatzeitschriften im Sudetendeutschen Archiv, und Hans-Jacob Tebarth stellt die Heimatpressesammlung der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne vor. Kasten berichtet über bereits erfolgte digitale Maßnahmen und stellt das *Online-Handbuch Heimatpresse* des IVDE vor. Die Möglichkeiten des Verarbeitens von Informationen dieser eigens für die Heimatpresse eingerichteten Datenbank gehen Kasten zufolge in ihrer historischen Verwertbarkeit sogar noch über die analoger Nachschlagewerke hinaus (S. 325 f.).

Es ist Verdienst und Stärke dieses aktuellen Sammelwerks, sich mit den vielfältigen inhaltlichen und formalen Aspekten der historischen Heimatzeitschriften der Vertriebenenpresse auseinandergesetzt zu haben. Die Beiträge erfolgen in der Regel auf der wissenschaftlichen Grundlage texthermeneutischer und diskursanalytischer Methoden. Immer wieder kommen Ausführungen zur Sprache, die sich mit dem Wert der Heimatbriefe als historische Quelle beschäftigen, und auch Fundorte für diese Quellen werden vorgestellt. Die Autoren kennen sowohl den Forschungskontext als auch die wichtigsten Entwicklungsschritte der jeweiligen Heimatzeitschriften im Detail und schildern die Probleme, aber auch Chancen im wissenschaftlichen Umgang mit ihnen. Damit bildet der Sammel-



band für jeden Interessenten einen guten Einstieg in das Thema und zeigt weitere zukünftige Forschungsperspektiven auf diesem Gebiet auf.

Frankfurt am Main

Maik Schmerbauch

### **Die deutsche Minderheit in Polen und die kommunistischen Behörden, 1945-1989.**

Hrsg. von Adam Dziurok, Piotr Madajczyk und Sebastian Rosenbaum. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2017. 380 S. ISBN. 978-3-506-78717-0. (€ 39,90.)

Mit der Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa ging die Geschichte der Deutschen in Polen bekanntlich nicht zu Ende. Die deutsche Minderheit im Nachkriegspolen bestand aus drei sich überlappenden Kategorien: den sog. „anerkannten Deutschen“, einem Teil der im deutsch-polnischen Grenzgebiet Lebenden und einem Teil der Volksdeutschen. Obwohl die kommunistischen Behörden die Präsenz dieser Menschen in den einst deutschen Gebieten leugneten, erlaubten sie einigen von ihnen, bestimmten Bildungs- und Kulturaktivitäten während gewisser Zeiträume nachzugehen. Diese widersprüchliche Politik hatte zur Folge, dass die Deutschen in Polen in einem Spannungsverhältnis zwischen Diskriminierung und Privilegierung bzw. Anerkennung und Assimilation lebten. Der von Adam Dziurok, Piotr Madajczyk und Sebastian Rosenbaum hrsg. Sammelband setzt sich zum Ziel, die verschiedenen Facetten der Geschichte der Deutschen in der Volksrepublik Polen auf der Mikro-, Meso- und Makroebene zu erhellen. Es handelt sich um die deutsche Ausgabe eines Sammelbandes, der auf eine 2013 in Gliwice (Gleiwitz) veranstaltete Konferenz zurückgeht und 2016 bereits auf Polnisch veröffentlicht wurde.<sup>1</sup>

Das Buch besteht aus einer umfangreichen Einführung von Madajczyk, die den polnischen Forschungsstand zur „Geschichte der polnischen Deutschen in der Volksrepublik Polen“ behandelt, sowie 27 konzisen Beiträgen, die bis auf zwei Ausnahmen von polnischen Autor/inn/en verfasst wurden. Ungefähr die Hälfte der Aufsätze stellen regionale bzw. lokale Fallstudien dar. In einigen Fällen handelt es sich um akribische Analysen, die auf eine Quellensorte – mit einer besonderen Vorliebe für Berichte polnischer Sicherheitsbehörden – fokussieren. Folglich treten die größeren Zusammenhänge stellenweise in den Hintergrund. Die meisten Autoren analysieren dabei *entweder* die Perspektive der Deutschen *oder* die der kommunistischen Behörden. Gelungene Versuche, diese forschungstechnisch bequeme Binarität zu überwinden, finden sich insbesondere in den Studien von Katharina Friedla und Marcin Owsiniński, die zugleich die Produktivität des mikrohistorischen Blicks illustrieren. Friedlas Aufsatz beschäftigt sich mit den Schicksalen der bis zu 1800 deutschen Holocaustüberlebenden, die nach Kriegsende in Wrocław (Breslau) registriert wurden. Anhand von Archivmaterialien und Interviews rekonstruiert Friedla die schwierigen, nicht selten von Gewalt und Plünderungen geprägten Begegnungen deutscher Juden mit sowjetischen Soldaten sowie polnischen und polnisch-jüdischen Siedlern. Owsinińskis Blick gilt dem Dorf Sztutowo (Stutthof) in der Nähe von Gdańsk (Danzig), auf dessen deutsch-polnische Nachkriegsgeschichte das ehemalige Konzentrationslager einen langen Schatten warf. Anregend sind ebenfalls die auf biografischen Interviews basierende Studie von Irena Kurasz über die Alltagsgeschichte der Deutschen in Niederschlesien sowie der Aufsatz von Bogusław Kopka über „Deutsche und Polen in den Arbeitslagern des Ressorts für Öffentliche Sicherheit“ zwischen 1945 und 1954. Mit Gewinn liest man auch die Überblicksdarstellung über die „Tätigkeit der Hauptkommission zur Erforschung der deutschen Verbrechen in Polen“ von Łukasz Jasiński, Tomasz Browarek, „Versuch einer Periodisierung der Politik des polnischen Staates gegenüber der deutschen Bevölkerung“ nach 1945, den synthetischen Aufsatz von Claudia Schneider zu Übersied-

<sup>1</sup> ADAM DZIUROK, PIOTR MADAJCZYK u. a. (Hrsg.): Władze komunistyczne wobec ludności niemieckiej w Polsce w latach 1945-1989, Warszawa 2016.

lungen der Deutschen aus Polen in die DDR sowie Studien, die sich mit der Lage der Deutschen im Polen der 1950er (Stanisław Jankowiak) und 1960er Jahre (Paweł Popieliński) beschäftigen.

Über die konkreten Fallstudien und Überblicksdarstellungen hinaus bringt der Sammelband auch allgemeinere Erkenntnisse über die Verfassung der polnischen Deutschlandforschung. Madajczyk schreibt in seiner Einführung: „In den Forschungen der 1990er Jahre konnte der größte Fortschritt verzeichnet werden, als wichtige Quelleneditionen, Monografien und Aufsätze erschienen. Gerade sie sollten den Ausgangspunkt für künftige Arbeiten darstellen, in denen die Autoren neue Fragen stellen, die bisherigen Thesen hinterfragen oder sie vertiefen. Doch die vorhandenen Möglichkeiten blieben bislang ungenützt“ (S. 14). Ein Blick über den polnischen Tellerrand hinaus bestätigt diesen Eindruck: Die große Anzahl tschechischer (Qualifikations-)Arbeiten zur Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Tschechoslowakei und zu verschiedenen Aspekten der deutschen Präsenz in der tschechoslowakischen Nachkriegsgeschichte hat in Polen kein Pendant. Madajczyk setzt allerdings noch kritischer fort, indem er in den polnischen Forschungen zur Geschichte der Deutschen einen spezifischen Hang zur Nachahmung konstatiert: „Viele im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts zu diesem Themenkomplex arbeitende Forscher setzten sich nicht das Ziel, ihre Befunde mit den älteren Forschungsergebnissen abzugleichen. Sie versuchen, die Geschichte so darzustellen, wie sie vermutlich gewesen ist, auch wenn ihre Arbeiten damit nur Wiederholungen oder blasse Kopien der Forschungen aus den 1990er Jahren darstellen“ (S. 14).

Der hier besprochene Band erfüllt eine Doppelrolle, indem er die von Madajczyk festgestellten Tendenzen sowohl dokumentiert als auch neue Perspektiven eröffnet und somit Auswege aus der Sackgasse aufzeigt. Zum einen bekommt der Leser faktenreiche Analysen zu den Entwicklungen in den einzelnen Städten und Regionen der einst deutschen Gebiete Polens, die vorwiegend aus der Perspektive der Sicherheitsbehörden rekonstruiert wurden und somit von leitmotivisch wiederkehrenden Befunden geprägt sind. Zum anderen aber enthält der Band auch einige multiperspektivische Studien, die das Verhältnis zwischen der angeblich nicht existenten deutschen Minderheit in Polen und den kommunistischen Behörden in ein neues Licht rücken, und Überblicksdarstellungen mit Mut zur Synthese.

München

Kornelia Kończal

*Na okraj Kroniky české. [Am Rande der Kronika česká.] Hrsg. von Jan Linka. (Studia Hageciana, Bd. 1.) Academia. Praha 2015. 252 S., Ill., Kt., engl. Zus.fass. ISBN 978-80-200-2432-9.* – Im Zusammenhang der Neuedition der Chronik von Václav Hájek von Libočan<sup>1</sup> legt der Hrsg. Jan Linka die Beiträge einer Prager Tagung vom November 2013 vor. Die elf Beiträge erörtern Einzelaspekte der Chronik in fünf thematischen Feldern. Sprachgeschichtliche, genauer nomenkundliche Fragestellungen verfolgen Jana Pleškalová und Jaroslav Malickí. Pleškalová mustert die Personennamen in der Chronik für die Darstellungszeiträume 644-1000, 1000-1300, 1300-1500, vergleicht die benutzten mit historisch belegten Namensformen und zeigt, wie Hájek fiktive Namensformen bildet und altertümliche Namensformen kreiert. Malickí beobachtet die Aufnahme fremder geografischer Namen, vor allem slawischer und deutscher Provenienz. Mit einem Aspekt der Quellenbehandlung befasst sich Alena M. Černá, die anhand der Darstellung der Hussitenkriege die Handschriftengruppe einkreist, die Hájek benutzt haben muss. Zur Frage der inhaltlichen Darstellung äußert sich Václav Cílek, der den Bericht für die älteste Zeit vor 1000 zu vergleichbaren Werken der Renaissancegeschichtsschreibung stellt und die Landschaftsbeschreibungen analysiert. Petr Čornej widmet sich der Beschreibung und Analyse der Hussitenzeit, bei der sich der katholische Autor auf hussitische Quellentexte stützte, diese jüngere Vergangenheit vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Reformation bewertete und eine gesellschaftliche Spaltung zu vermeiden trachtete, was die überkonfessionelle Akzeptanz der Chronik später beförderte. Aspekte der narrativen Technik Hájeks untersuchen Jana Česká und Tomáš Havelka. Mehrere Beiträge gehen auf rezeptionsgeschichtliche Fragen ein. Vlastimil Brom analysiert die für die Verbreitung der Chronik im deutschsprachigen Milieu wichtige Übersetzung von Johann Sandel (1596-1598) und Bedeutungsverschiebungen in der Übersetzung vor allem zu religiösen Fragen. Die Art, wie die wichtigste tschechische Aufnahme und Überarbeitung der Hájek-Chronik, die *Poselkyně starých příběhů českých* von Jan František Beckovský (Praha 1700) mit dem Ausgangstext umgeht, thematisiert Milos Sládek, und Karel Komárek fragt nach der Art der Übernahme der Erzählstoffe von Hájek durch Alois Jirásek in den *Staré pověsti české* (1894). Schließlich macht Ondřej Koupil, unterteilt in Jahrhundertschritte, die zurückgehende sprachliche Orientierungskraft des Chroniktextes deutlich, die mit der Abnahme seiner historischen Bezugsgröße einherging. Die Benutzung des Sammelbandes wird durch ein Register der Personen- und Ortsnamen sowie der Sachtitel historischer Texte erleichtert.

Marburg

Norbert Kersken

<sup>1</sup> VÁCLAV HÁJEK Z LIBOČAN: *Kronika česká* [Tschechische Chronik], hrsg. von JAN LINKA, Praha 2013; Rezension von NORBERT KERSKEN in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 65 (2016), S. 317-318.

*Shelter from the Holocaust. Rethinking Jewish Survival in the Soviet Union.* Hrsg. von Mark Edele, Sheila Fitzpatrick und Atina Grossmann. Wayne State University Press. Detroit 2017. 306 S., Ktn. ISBN 978-0-8143-4440-8. (\$ 59,99.) – Der Sammelband beruht auf einem von australischen Forschungseinrichtungen finanzierten Projekt. Mark Edele, Sheila Fitzpatrick, Atina Grossmann und John Goldlust geben eingangs eine ausgezeichnete Einführung in die höchst verwickelte Problematik der jüdischen (Kriegs-)Flüchtlinge aus Polen, die während des Zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion Zuflucht suchten. Sie möchten zu einer Neubewertung der Tatsache beitragen, dass dort rund 200 000 Jüdinnen und Juden das Überleben ermöglicht wurde. Dies werde bislang allzu wenig beachtet. „Indem sie sich entschieden, an einem bestimmten Tag eine kurz zuvor errichtete Grenze zu überschreiten“, stellt Eliyana Adler in ihrem Aufsatz fest, „sind die Flüchtlinge tatsächlich in einen jenseits der historischen Erinnerung gelegenen Raum eingetreten“ (S. 267). Es handele sich also um eine ins Vergessen geratene Geschichte, die sich nur mit einem transnationalen, multikulturellen und sich mehrerer Sprachen bedienenden Zugang greifen lässt. Sie wurde aber auch von der Holocaust-Forschung kaum beachtet: Bis heute ist strittig, inwieweit die jüdischen Flüchtlinge, die sich 1939/40 in die Sowjetunion begaben, den Holocaust-Überlebenden zuzurechnen sind. Je nachdem, wie man diese Frage beantworte, ergäben sich daraus bedeutsame Auswirkungen für die Zahl der Geretteten in der Opferstatistik (Einführung, S. 11 f.). Und während mittlerweile

einige Studien den Aufenthalt der Geretteten in den Lagern für – zumeist jüdische – Displaced Persons im besetzten Deutschland beschrieben, seien doch die Erfahrungen, welche die meisten von ihnen in den vorangegangenen Jahren gemacht hatten, unbeachtet geblieben (S. 203). Für Goldlust, dessen instruktiver Überblick den ersten und längsten Beitrag des Sammelbands darstellt, kommt die Vernachlässigung des Überlebens unter Stalin „einer Fallstudie kultureller Amnesie“ gleich, die überwunden werden müsse. Edele und Wanda Warlik blicken in ihrem Beitrag „Saved by Stalin?“ auf beispielhafte Einzelschicksale polnisch-jüdischer Flüchtlinge in der Sowjetunion, versuchen dabei aber auch, Angaben über die Zahl der jeweils Betroffenen zu ermitteln. Mit der Annexion der östlichen Landesteile der Polnischen Zweiten Republik, Evakuierung und Antisemitismus in der Sowjetunion 1939-1946 beschäftigt sich sodann Fitzpatrick, ehe Natalie Bel'sky auf das Verhältnis zwischen der sowjetischen jüdischen Bevölkerung und den aus Polen Gekommenen an der sowjetischen Heimatfront eingeht. Grossmann weitet den Blick auf „koloniale oder halbkoloniale Regionen“ und jene jüdischen Flüchtlinge, die ins sowjetische Zentralasien, in den Iran und nach Indien gelangten. Dabei forscht sie nach „verlorengangenen Erinnerungen in Bezug auf Ortswechsel, Trauma und Rettung“ (S. 185). Die in New York tätige Historikerin beruft sich dabei auch auf die Aufzeichnungen ihres Vaters Hans Grossmann, der als jüdischer Rechtsanwalt aus Berlin hatte fliehen müssen und dank seiner Aufnahme in Indien überleben konnte. Auf der Basis von 14 Erinnerungsberichten polnischer Jüdinnen und Juden, die sich nach dem Krieg großenteils in Australien niederließen, und von gefilmten Interviews befasst sich Goldlust in einem zweiten Beitrag mit den sich über die Zeit wandelnden sozialen Identitäten der Geflohenen und den Faktoren, die diesen Wandel herbeiführten. Fühlten sich die Betroffenen am Ende der 1930er Jahre noch als polnische Juden oder jüdische Polen, so waren sie bald darauf Sowjetbürger und schließlich „Überlebende des Holocaust“ (S. 219). Unter der Überschrift „Crossing Over“ fragt Adler danach, welche Rolle Grenzen in den Zeugnissen der Überlebenden spielten, ehe Maria Tuma'kin in einem Epilog die vorgelegten Forschungsergebnisse mit persönlichen Erfahrungen aus dem Kreis ihrer Angehörigen verbindet. Kurze Informationen über die Beiträger/innen und ein Register runden die hier vorgelegten Forschungsergebnisse ab. Einige der neu aufgeworfenen Fragen – etwa danach, wie es jenen polnischen Jüdinnen und Juden erging, die nach 1945 auf Dauer in der Sowjetunion blieben (S. 233) – laden zugleich dazu ein, bisher als abseitig wahrgenommenen Themen auf den Grund zu gehen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich